

serte Zugänglichkeit zu Informationsangeboten jedoch nicht mit höherer Informiertheit gleichgesetzt werden. Nicht alle Bevölkerungssegmente profitierten in gleicher Weise von zunehmenden Informationsflüssen. Gleichwohl böten die technischen Innovationen neue Chancen politischer Beteiligung und politischer Bildung.

Leider sind die Beiträge nicht immer optimal aufeinander abgestimmt, so dass teilweise erhebliche Redundanzen entstehen. Auch ist die Zuordnung der Einzelbeiträge zu den vier großen Abschnitten nicht immer nachvollziehbar. Vor allem die Zusammenstellung der sehr heterogenen Beiträge im zweiten Abschnitt (Medialer Wandel und Politikvermittlung: Strukturen, Prozesse und Strategien) erwecken den Eindruck einer gewissen Beliebigkeit. Abgesehen von diesen kleineren Schwächen bei der redaktionellen Konzeption und Bearbeitung lässt sich der Sammelband vorbehaltlos zur Lektüre empfehlen. Er enthält weitgehend interessante und qualitativ hochwertige Einzelbeiträge aus unterschiedlichen Fächern. Die transdisziplinäre Zusammensetzung der Autoren und die Vielfalt der Perspektiven und Befunde spiegelt die Komplexität des Forschungsgegenstands und gewährt gerade dadurch einen hervorragenden Überblick über die Arbeiten zum Bereich Politik und Medien. Angesichts der zunehmenden Bedeutung und rasanten Entwicklung dieses noch relativ jungen Forschungsbereichs darf man gespannt sein auf den in weiteren 10 Jahren zweifellos fälligen Nachfolgebänd.

Christiane Eilders

Peter Sicking

Leben ohne Fernsehen

Eine qualitative Nichtfernseherstudie

Wiesbaden: DUV 1998. – 260 S.

(zgl. Münster: Universität, Diss.)

ISBN 3-8244-4305-8

Das Fernsehen ist häufig Gegenstand öffentlicher Debatten, und Kommunikationswissenschaftler sind häufig enttäuscht über den undifferenzierten Umgang mit ihren Befunden. Man nimmt die Differenzierung des Publikums zur Kenntnis, aber schweigt sich darüber aus, als würde auch hier eine Spirale wirken. Die empirische

Detailanalyse ist der Wahrheit nah, aber der Aufmerksamkeit fern. Dass das Medium der Massen auf der Suche nach der richtigen Ansprache von Zielgruppen Streuverluste beklagt, ist in diesem Zusammenhang eine Beobachtung, die zunächst nur das Publikum selbst im Blick hat. Am Rande und jenseits dieses „audience flow“ aber konzentriert sich die Abstinenz und der Verzicht auf (fast) tägliche Information und Unterhaltung durch das Leitmedium der Gegenwart. Es ist ein marginales Phänomen, mit dem sich Peter Sicking in seiner Studie auseinander setzt. Aber er tritt an, den unzulänglichen Behandlungen der Nichtfernseher entgegenzuwirken, und setzt zugleich auf die Karte „Differenzierung“, die ihm in diesem Themenfeld vielleicht mehr Aufmerksamkeit sichern wird.

Vor mehr als 20 Jahren hatte der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt der deutschen Bevölkerung die Empfehlung gegeben, doch einen fernsehfreien Tag pro Woche anzustreben. Heute liegt die Tagesreichweite des Fernsehens knapp über 70 Prozent. Mit anderen Worten: 30 Prozent der Bevölkerung werden täglich nicht erreicht, aber es sind am Montag andere als am Dienstag, und am Mittwoch vielleicht andere als am Sonntag usw. Optimistisch gesprochen: Die von der GfK-Fernsehforschung registrierte Fernsehnutzung lässt den Schluss zu, dass die Mehrheit der Zuschauer in Deutschland dem damaligen Wunsch aus Bonn vorausgeeilt oder gefolgt ist. Mit „Bildschirmverachtung“, wie es der Publizist Gerhard Prager einmal formulierte, hat dieser Verzicht wenig zu tun, sondern mit Erreichbarkeit und anderen Verpflichtungen.

Jenseits dieser wechselnden Zuschauerschaft schätzt man die Zahl der generellen Nichtfernseher in Deutschland auf ein bis eineinhalb Millionen Menschen. Welche empirische Grundlage dieser Schätzung zugrunde liegt, wird dort, wo diese Zahl Erwähnung findet, nicht erörtert. Auch die vorliegende Arbeit enthält dazu keine Auskünfte. Sie versteht sich als qualitative Analyse, die ein „handlungstheoretisch fundiertes Analysekonzept entwickelt“ (S. 10), das einer umfassenderen Behandlung dieser Teilgruppe den zu berücksichtigenden Rahmen vorgeben soll. Denn die qualitative Vorgehensweise findet nicht nur ihren Niederschlag in der Zahl der „Fälle“, sondern auch in der Präsentation des erhobenen „Materials“. Die über Hörfunk und Tageszeitung erfolgte Akquisition

von potenziellen Teilnehmern aus dem Raum Münster erbrachte zunächst 85 Rückmeldungen von Interessenten. Einige kamen für den Zweck der Untersuchung nicht in Frage (das Einschlusskriterium lautete: seit mindestens drei Monaten freiwillig nicht (mehr) ferngesehen), so dass letztlich 45 Frauen und 36 Männer zur Verfügung standen. Mit jeweils 15 Männern und Frauen wurden sodann mehrstündige Intensivinterviews geführt, die auch den Kernfundus für die weiteren Ausführungen darstellen. Darüber hinaus fand eine ergänzende Fragebogenerhebung statt, der aber auch im Rahmen dieser Arbeit nur eine marginale Bedeutung zukommt (vgl. S. 219 ff.).

Bereits in der Einleitung kündigt der Verfasser an, dass die Gespräche unter Bezugnahme auf „Ideen der phänomenologisch begründeten Lebenswelttheorie“ (S. 10) interpretiert werden. Grundlage der Interviews ist ein systematisch aufgebauter Fragenkatalog, dessen Herleitung nachvollziehbar und gut dokumentiert ist. Die durch die Befragung vorgegebene Struktur (z. B. Entstehungsbedingungen der fernsehfreien Lebensweise, frühere Fernsehnutzung, Stellenwert des Nichtfernsehens, Selbst- und Fremdbeurteilung der fernsehfreien Lebensweise, Mediennutzungsverhalten) stellt zugleich das Gerüst für die Präsentation der Ergebnisse dar.

Sicking begibt sich auf die „Suche nach dem Typischen“ (S. 39) und erhebt nicht den Anspruch auf Repräsentativität. Objektiv möchte er trotzdem sein, ohne die Subjektivität des Forschers aufzugeben (vgl. S. 38 f.). Ob man solche Zielsetzungen als paradox empfindet oder nicht, soll hier nicht zur Debatte stehen. Das methodische Vorgehen ist einem „emergentistischen‘ Objektivitätsbegriff“ (S. 39) verpflichtet, dessen Essenz mit Gerhard Kleining wie folgt erläutert werden kann: „Objektivität entsteht aus Subjektivität durch den Prozeß der Analyse.“ (S. 39)

Der neutralste Weg der Beurteilung dieser Forschungspraxis ist der Blick auf die Ergebnisse. Denn wer möchte schon der folgenden Feststellung widersprechen: „Bei allen Verallgemeinerungs- und Generalisierungsbemühungen handelt es sich bei den Befragten schließlich um unverwechselbare Individuen, deren exemplarischer Erkenntniswert nicht verkannt werden darf.“ (S. 43) Aber wenn alles individuell ist, muss man nach dem Gemeinsamen keine Aus-

schau halten. Jede fundamentale Feststellung dieser Art ist immun gegen Anfechtungen, weil sie die Abweichung nicht gestattet. Was also ist das Typische der Individuen, die nicht fernsehen?

Die Antwort lautet: Sie haben einiges gemeinsam und lassen sich drei übergeordneten Nichtfernsehtypen zuordnen (vgl. S. 43). Die folgenden Angaben sind als Kurzporträts zu lesen. Ausführliche Originalbeschreibungen machen einen Großteil des Buches aus:

1. der aktive Nichtfernsehtyp: Zentrales Merkmal ist eine aktive Lebensweise, die nicht mit einer zwanghaften Zurückweisung des Mediums einhergeht. Die Lebensweise ist „quasi automatisch“ (S. 97) entstanden. Authentische Erfahrungen sind wichtig, verbunden mit einer Betonung körperlicher und geistiger Aktivität. Zeitverschwendung wird verabscheut, Engagement im kulturellen, sozialen und politischen Bereich prägt die eigene Zeitverwendung. Insgesamt bedurfte es keines äußeren Anlasses, um dem Fernsehen zu entsagen. Es hat auch in der Vergangenheit keinen oder einen nur geringen Stellenwert in der Freizeitgestaltung eingenommen. Der Vorteil des Nichtfernsehens ist der Zeitgewinn.

2. der bewusst-reflektierte Nichtfernseher: Auch hier wird originären Lebenserfahrungen und unmittelbaren Kontakten mit der Mit- und Umwelt Priorität eingeräumt. Sicking identifiziert in den Gesprächsprotokollen zwei Subtypen: den weltanschaulich geprägten und den selbstbestimmten Lebensreformtyp (vgl. S. 101). Anthroposophische, ökologische und philosophisch-religiöse Denkweisen sind in unterschiedlicher Mischung das Fundament dieses Lebensstils. Es handelt sich häufig um Familien mit Kindern. Die entscheidende Differenz zum ersten Typus liegt in der Vergangenheit: Fernsehen war Teil der Alltagsroutine und man wollte diese Bildschirmorientierung nicht länger fortführen. Entsprechend konzentrieren sich gerade hier negative Beurteilungen des Mediums: das Bild ist Lüge; was gesendet wird, ist katastrophal; Vorgaukeln einer perspektivischen Erfahrung; künstliche Sozialwelt usw. Der Vorteil des Nichtsehens wird hier in einem höheren Bewusstseins- und Wahrnehmungsniveau der Umwelt gesehen (vgl. S. 139).

3. der suchtgefährdete Nichtfernseher: Hier identifiziert Sicking eine kleine Gruppe ehemaliger Extremfernseher, deren früherer Umgang

mit dem Fernsehen fast schon pathologisch zu nennen ist. Zugleich findet hier auch ein Wechsel der Extreme statt: Aus Vielsehern werden Vielleser. Auch der Anteil der Raucher ist im Vergleich zu den ersten beiden Gruppen höher. Einen drastischen Einblick in die Vorgeschichte dieser Lebensweise liefert das folgende Beispiel. Es beschreibt das Ende eines Fernsehapparats: „Ich hab dann angefangen, hab ihn noch mal angemacht, und es war gerade auch noch eine von den Sendungen, die ich gerne gucke. Ja, und dann den wirklich ausschalten, Stecker raus, und dann hinten die Rückwand abzuschrauben und auseinander zu nehmen, und systematisch die Platine mit der Zange abbrehen, jedes Teil einzeln, klack, klack, klack, ihn richtig auseinander zu nehmen, und es ging mir saugt dabei!“ (S. 168) Ob der Betreffende diesen Akt der Befreiung mittlerweile schon wieder bereut hat, ist nicht bekannt. Aber die Gefahr eines „Rückfalls“ ist insbesondere in dieser Gruppe gegeben. Die Erleichterung ist zunächst groß, aber das Medium hat in der bisherigen Biografie Spuren hinterlassen, die noch nicht verschwunden sind.

Diese knappen Porträts verdichten die sehr detaillierten Erzählungen und Zusammenfassungen, die Sicking seinen Fallbeispielen hinzufügt. Wirklich überrascht wird man durch die meisten Befunde nicht. Man antizipiert sehr schnell den Inhalt der zahlreichen Selbstbeschreibungen. Die originären Beschreibungen sind insofern nicht so originell, dass sie den Leser auf ein unbekanntes Terrain führen. Das Medium wird vielfach zum Opfer von Klischees, die der eingangs angesprochenen Differenzierung keinen Raum geben. In der Übertreibung mag hier die Befriedigung für die Untersuchungsteilnehmer liegen.

Sicking selbst spricht am Ende von einer „eklatante[n] Wissenslücke in der kommunikationswissenschaftlichen Zuschauerforschung“ (S. 235), die durch seine Untersuchung geschlossen werden konnte. Nur zwei Seiten vorher heißt es aber auch: „Die Erkenntnisse der bisherigen bundesdeutschen Nichtfernseherforschung zu den Motiven für eine fernsehfremde Lebensführung und den daraus resultierenden Konsequenzen erfuhren dabei im wesentlichen eine Bestätigung.“ (S. 233) Was also sind die Befunde, die das Schließen der Lücke bewirkt haben? Nach Sicking ist es vor allem die Typologie – und damit die differenzierte Betrachtung der Nichtseher –, die in Zukunft mehr Beach-

tung finden muss. Hinzu kommt das trotz Differenzen bestehende gemeinsame Merkmal von Aktivität und Engagement, das alle befragten Personen aufweisen. Der insgesamt gut formulierten Arbeit und gut dokumentierten Vorgehensweise ist es gelungen, einen Leitfaden zu präsentieren, der sich wohl auch in einem größeren, standardisierten Rahmen einsetzen lassen kann. Vielleicht wird dann noch deutlicher, in welchen Bereichen die Wahrnehmung und Beurteilung dieses Themas nicht einem vermeintlichen Vertrautheitswissen zum Opfer fällt.

Michael Jäckel

G. Christine Müller

Der europäische Fernsehabend

Köln: Halem, 1999. – 100 S.

ISBN 3-931606-29-5

Der europäische Fernsehabend von G. Christine Müller ist im Rahmen des über sechs Jahre laufenden Sonderforschungsbereichs Bildschirmmedien (Universität Siegen) als ein Ergebnisband des Teilprojekts *Fernsehen und neue Medien im Europa der 90er-Jahre* entstanden. Vorgestellt wird ein europäischer Programmstrukturvergleich mit Daten aus dem Jahr 1995. Untersucht wurden aus sechs europäischen Ländern (Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Italien, Spanien und Ungarn) jeweils zwei öffentlich-rechtliche und zwei private Fernsehprogramme mit nationaler Verbreitung. Die ausgewählten Sender waren für Deutschland ARD, ZDF, RTL und SAT.1, für Großbritannien BBC1, BBC2, ITV und Channel 4, für Italien RAI1, RAI2, Canale 5 und Italia 1, für Frankreich FR2, FR3, TF1 und M6, für Spanien TVE1, LA2, Tele5 und Antenna3, für Ungarn MTV1 MTV2, SZIV TV und TV3. Untersucht wurden diese Programme über zwei natürliche Wochen im Oktober 1995, jeweils beschränkt auf eine einheitliche Prime Time von 19.00 bis 23.00 Uhr. Grundlage der Programmcodierung waren Programmzeitschriften aus den jeweiligen Ländern. Erfasst wurden daraus die Merkmale Titel des Beitrags, Sender, Ausstrahlungsdatum, Sendebeginn, Dauer, nationale Herkunft (Eigen-/Fremdproduktion), Unterscheidung zwischen unterhaltend/ernsthaften Sendungen, Zusatzinformationen zur Sendung und Sendungscode (hierarchisch abgeleitete Programmkategorien des Fiction- und Non-Fiction-Angebots).